

KAPITEL 6:

STRATEGISCHE TRANSKULTURALITÄT

Die Perspektive der „Transkulturalität als Praxis“ hat darauf aufmerksam gemacht, dass sich Unternehmer türkischer Herkunft in einem Feld bewegen, das durch dominante Zuschreibungsprozesse entlang national etikettierter Grenzen gekennzeichnet ist. Ein solches auf Herkunft basierendes Differenzierungssystem wird durch Gesetze institutionalisiert und damit strukturell gefestigt. Diese „institutionalisierte Ethnisierung“ erfahren Nicht-EU-Ausländer wie Türken in fast allen öffentlich regulierten Lebenslagen, z.B. der Suche nach Arbeit, aber auch der Gründung eines Unternehmens. Wie die Untersuchungen zur Marktorientierung zeigten, korrespondieren strukturell verfestigte Ethnisierungen mit machtvollen Benennungspraktiken, die z.B. Arbeitsfelder ethnisch konnotieren und sie damit nach Herkunft segmentierten Gruppen nahe legen oder versperren. Solche Klassifizierungen, „türkisch“ zu sein und entsprechend zu handeln, entspringen einem Wechselverhältnis von Fremd- und Selbstzuschreibungen, die auf der Handlungsebene (z.B. bei der Marktkonstruktion) zu ähnlichen Konsequenzen führen können. Der Blick auf die Situiertheit des unternehmerischen Handelns in sozialen Beziehungen verdeutlichte die ökonomische Relevanz der Konstruktion von Grenzen entlang kultureller Symbole. Sie dienen der Herstellung von Ausschluss und Zugehörigkeit und werden damit ein Faktor bei der Akkumulation sozialen Kapitals. Diese Resource wirkt jedoch nicht nur positiv, sondern kann Handlungsfreiheiten auch einschränken.

Die bisherigen Ausführungen veranschaulichten, wie diskursiv hergestellte und institutionell verankerte Klassifikationssysteme ein identitätskonstituierendes Element in Unternehmerbiographien sind. Gleichzeitig konnte gezeigt werden, dass Unternehmer oder ihre Handlungen trotzdem nicht als bloße Diskurseffekte angesehen

werden können, da im Prozess der biographischen Konstruktion die Institutionen und sozialen Praktiken/Diskurse mit den individuell verankerten biographischen Ressourcen interagieren. Die Einbeziehung der Biographie destabilisiert das Muster, das Subjekte ausschließlich als Ergebnis machtvoller Diskurse betrachtet.

Die Untersuchungen zu auf Herkunftsetiketten basierenden Netzwerken machten weitere „Störungen“ deutlich: Einerseits Menschen mit multiplen Zugehörigkeitserfahrungen, die, ohne dass sie in irgendeiner Weise Identitätsverlust erleiden würden, nicht in national etikettierte dichotome Zuschreibungen passen. Sie stellen durch ihre bloße Existenz das Prinzip und die Plausibilität dieser Dichotomien selbst in Frage – wie auch die Grenzen, die sie konstituieren. Andererseits der auch zum Vorschein kommende intentionale Charakter von Grenzziehungen entlang kultureller Symbole, der darauf verweist, dass die Konstruktion von Zugehörigkeit auch einer ökonomisch sinnvollen Strategie entspringen kann.

An dieser Stelle wird deutlich, dass „Transkulturalität als Praxis“ nicht nur ein Konzept zur Beobachtung der kulturellen Aspekte unternehmerischen Handelns ist, sondern auch eine konkrete Handlungspraxis bezeichnen kann. Wenn nämlich soziale Gruppen wie Zugehörigkeit zu ihnen konstruiert sind und gleichzeitig Mehrfachzugehörigkeiten bei den Unternehmern empirisch eher die Regel als die Ausnahme ist, dann liegt die Überlegung nahe, dass Akteure auch einen reflexiven Zugriff auf Zugehörigkeit herstellende Grenzziehungen haben können.

Übertragen auf das unternehmerische Handeln ist dann danach zu fragen, ob Akteure in konkreten Interaktionssituationen zwischen unterschiedlichen diskursiv vermittelten Deutungsschemata wählen können und wie sie diese strategisch einsetzen. Symbolische Ordnungen könnten dann als für die unternehmerische (= soziale) Praxis handlungsleitend aufgefasst werden, aber im Sinne eines „Repertoires“, das verschiedene Handlungsoptionen bereit hält und zu dem Akteure einen reflexiven Zugang besitzen können.

Fall 5: Kevsan:

„Wenn sie wollen, dass ich 'ne Kurdin bin, dann bin ich 'ne Kurdin. Und wenn sie sagen, ich soll 'ne Sunnitin sein, dann bin ich 'ne Sunnitin“

Biographische Kurzbeschreibung

Kevsan stammt aus einer kurdisch-alevitischen Familie. Dies ist aufgrund der erlebten Verfolgungen familiengeschichtlich und für ihre biographische Konstruktion relevant: Ihre Urgroßmutter war Überlebende der Massaker an Aleviten in der Provinz Dersim (1936–38), und in den 1970er Jahren wurden Verwandte von Kevsan aufgrund ihrer Konfession und politischen Aktivitäten verfolgt und ermordet. Kevsan kommt 1968 in einem Bergdorf bei Sivas zur Welt. Sie hat eine Schwester und zwei Brüder. Als Kevsan zwei Jahre alt ist, migriert der Vater nach Berlin und holt wenige Monate später im September 1971 seine Familie nach. Kevsans Eltern arbeiten als Küchengehilfin bzw. Postbote in einem Krankenhaus. Während Kevsan die Grundschule besucht, zieht die Familie von Schöneberg nach Neukölln. Kevsan erhält eine Empfehlung für die Realschule, wird aber „versehentlich“ an einer Hauptschule angemeldet, die sie 1985 mit schlechtem Notendurchschnitt abschließt.

Nach Beendigung der Schule absolviert Kevsan ein Freiwilliges Soziales Jahr im Geriatriezentrum eines Krankenhauses. Parallel dazu holt sie auf einer Abendschule ihren Realschulabschluss nach. 1986 beginnt Kevsan eine Ausbildung als Krankenschwester, die sie drei Jahre später erfolgreich abschließt. Ab 1989 arbeitet sie auf einer Suchtstation für Drogen- und Alkoholabhängige und besucht eine Schule für Sozialwesen, um ihr Abitur nachzuholen. Als sie von der Möglichkeit erfährt, mit dreijähriger Berufserfahrung auch ohne Abitur studieren zu können, bricht sie die Schule sofort ab. 1993 bewirbt sie sich erfolgreich um einen Studienplatz für Erziehungswissenschaften an der TU Berlin, wo sie bis 1997 studiert. Während des Studiums heiratet sie und bekommt 1995 ihr erstes und zwei Monate nach Studienabschluss ihr zweites Kind. Nach zehn Monaten Erziehungszeit beginnt sie eine Halbtagsarbeit auf einer Sozialstation und arbeitet als Dozentin an einer Schule für Krankenschwestern.

Während dieser Tätigkeit erwächst die Idee, einen eigenen Haus- und Krankenpflegedienst für Patienten türkischer Herkunft zu eröffnen, die sie im Mai 1999 umsetzt. Während der finanziell schwierigen Anfangszeit ihres Unternehmens erlebt sie Ehekrisen und trennt sich von ihrem Mann. Heute lebt Kevsan mit ihren Kindern allein und ist geschieden. Sie hat ihr Unternehmen in der Branche etabliert und hält Vorträge über Besonderheiten bei der Pflege von Migranten. Im Jahr 2002 beschäftigt sie mehr als 40 Mitarbeiter und erwirtschaftet einen Jahresumsatz von mehr als 1 Mio. Euro.

Beschreibung der Interviewsituation und Globalanalyse

Frau Kevsan erklärt sich telefonisch zu einem Interview bereit, das dann in ihrem Büro stattfindet. Das Gespräch dauert knapp drei Stunden. Sie ist sehr offen, wirkt entspannt und spricht akzentfreies Deutsch mit einem leichten Berliner Einschlag. Sie bemüht sich sehr, die Chronologie der Ereignisse einzuhalten, und legt dabei besonderen Wert auf die Darstellung ihrer erfolgreichen Bildungs- und Berufskarriere. Sie präsentiert sich als Frau, die es trotz schwieriger Schulzeit, multipler Diskriminierungen und Benachteiligung geschafft hat, eine sehr erfolgreiche Unternehmerin zu werden. Sie stellt sich als mutig und risikofreudig dar, da sie eine Marktlücke erkannt und gegen den Widerstand ihrer Familie und Ratschläge von Kollegen durch eine Unternehmensgründung genutzt hat.

Insgesamt ist Kevsan in dem Gespräch sehr auf die Darstellung ihrer beruflichen Karriere fixiert. Dies kann einerseits daran liegen, dass das Forschungsinteresse bekannt ist. Andererseits aber deutet sich an, dass sie ihre berufliche Karriere in den Vordergrund stellt, weil sie hier eine Erfolgsgeschichte präsentieren und damit die Bereiche ausklammern kann, in denen sie Niederlagen erlebt hat. Herkunftsfamilie und Gründungsfamilie tauchen nur kurz in emotionsloser Darstellung auf. Erst bei der Darstellung der Unternehmensgründung kommen private Probleme zum Vorschein, woraufhin das Tonband abgeschaltet werden muss. Insgesamt ist sie bemüht, ihre Biographie distanziert und emotionslos zu schildern. Thematisch steht ihr Werdegang als erfolgreiche Geschäftsfrau und die Suche nach Anerkennung durch

die Bewältigung ständig neuer Herausforderungen im Vordergrund. Ein weiteres Feld ist die Auseinandersetzung mit ihrer ethno-religiösen Fremd- und Selbstverortung, die sie in ihrem ganzen Leben begleitet.

Biographische Analyse

Herkunftsfamilie und Kindheit

Kevsan wird in eine geschlossene dörfliche Gemeinschaft hineingeboren. Die ersten drei Lebensjahre verbringt sie einsprachig Kurdisch. Die Verfolgung der Aleviten in der Türkei ist in der Familiengeschichte präsent und wird von Generation zu Generation weitergetragen. Kevsan erfährt die Familiengeschichte durch ihre Mutter.

„Ja, meine Mutter hat erzählt, (.) dass ihre Oma erzählt hat, wie man die Köpfe geschlachtet hat und ihre Oma hat überlebt, (.) also sie hat deswegen überlebt, weil sie sich zwischen den ganzen Leichen getan hat und so getan hat, als wäre sie tot. Dass man die Leute schwerst gefoltert hat und dass man die abgeschlachtet hat und dass Frauen vor den Augen ihrer Kinder und Männer vergewaltigt worden sind und äh, (..) also ganz grausame Geschichte hatte meine Mutter immer erzählt.“ (25)

Verfolgung und Unterdrückung als Minderheit ist nicht nur in der Historie der Familie präsent, sondern auch während Kevsans Kindheit ist die Familie in politische Auseinandersetzungen involviert. Familienangehörige werden Anfang der 1970er Jahre ermordet. Dadurch ist die Aufrechterhaltung einer kollektiven Identität bei gleichzeitiger Verbergung nach außen ein bedeutendes und im Alltag permanent präsent Thema in der Familie. Sie teilt diese Strategie, die später transformiert wird, mit einer Vielzahl anderer Familien alevitischen Glaubens. Aufgrund ihres Alters und auch der isolierten Wohnsituation in einem Bergdorf wird Kevsan damit aber erst nach ihrer Migration konfrontiert.

Zu den Gründen für die Migration des Vaters nach Deutschland gibt Kevsan im Interview keine Hinweise. Das dörfliche

Umfeld und die in der Landwirtschaft damals sehr geringen Einkommensmöglichkeit können gleichermaßen eine Rolle gespielt haben, wie die Diskriminierungen und Angst vor Verfolgung. Wenige Monate nach seiner eigenen Migration holt Kevsans Vater sie mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern nach Berlin.

Migration und Schulzeit

Erst infolge ihrer Migration wird Kevsan bewusst, dass in der Türkei auch andere Sprachen gesprochen werden als ihre Muttersprache Kurdisch. Dadurch entsteht bei ihr das Gefühl, einer besonderen Gruppe anzugehören, was sie zunächst als positiv wahrnimmt. Dies wird bei der Schilderung ihrer Reise nach Deutschland deutlich.

„Da war ich gerade drei Jahre alt und ich konnte fließend Kurdisch reden und mein Vater hat zu mir gesagt: ‚Wenn wir in Deutschland sind, dann reden die Leute Deutsch und du wirst nichts verstehen.‘ Und als wir dann (.) hier, nee, als wir in Ankara waren und alle Leute (.) **Türkisch** gesprochen haben, habe ich angefangen zu weinen und habe meinen Vater als Lügner beschimpft. Ich habe gesagt: ‚Von wegen, wir sollten im Flugzeug einsteigen und fliegen. Jetzt sind wir in Deutschland und ich verstehe die Leute nicht‘. Natürlich kann man einem dreijährigen Kind nicht klarmachen, dass das nicht Deutschland ist, sondern (*lacht*) dass die Leute Türkisch sprechen.“ (9)

Der überhöhte Hinweis auf das Fließend-Kurdisch-Sprechen, das Kevsan nur durch Erzählungen der Eltern vermittelt worden sein kann, kennzeichnet gleichzeitig den innerfamiliären Diskurs, indem die kulturelle Verankerung im Kurdischen eine wichtige Rolle für die Identitätskonstruktion einnimmt. In Deutschland lernt sie auf Verlangen der Eltern gleichzeitig Türkisch und Deutsch. Dadurch wird deutlich, dass die Eltern ihre Kinder vor Diskriminierungen durch andere Migranten aus der Türkei schützen wollen. Dieses Vorhaben misslingt aber. Türkisch spricht Kevsan zunächst mit kurdischem Akzent, weswegen sie von anderen türkischen Kindern diskriminiert wird.

„Wir mussten Deutsch lernen (.) so schnell wie möglich. Und wir mussten Türkisch lernen und (.) das ging auch relativ gut. Ich weiß noch, in der Grundschule wurde ich gehänselt, weil ich einen kurdischen Akzent hatte. Und weil ich Wörter im Türkischen nicht kannte, haben mich die anderen Kinder, (.) also die türkischen Kinder, (.) gehänselt.“ (19)

Kevsan erfährt erst nach der Migration durch die Begegnung mit türkischen Muttersprachlern, dass die sprachliche (kurdisch) und religiöse (alevitisch) Verankerung ihrer Familie in der Türkei Ziel von Verfolgungen ist und sie einer mehrfach diskriminierten Minderheit angehört. Ihre bis dahin noch eher positiv wahrgenommene „Besonderheit“ wird dadurch zur negativ konnotierten Außenseiterposition. Durch ihren kurdischen Akzent wird sie als Kurdin identifiziert und auf „Kurdisch-Sein“ bzw. „Anders-Sein“ festgelegt.

Es zeigt sich, dass der in der Türkei hegemoniale Diskurs auch innerhalb der Migranten in Deutschland außerordentlich machtvoll ist. Er führt dazu, dass Kevsan einer doppelten Ethnisierung als „Ausländerin in Deutschland“ und als „Kurdin unter Türken“ ausgesetzt ist, wobei der zweite Diskurs in ihrer biographischen Konstruktion bestimmender ist. Diskriminierung aufgrund von ethnisierenden Fremdzuschreibungen erfährt Kevsan auch über institutionalisierte Machtasymmetrien von ihrer türkischen Grundschullehrerin in der Eingliederungsklasse. Erst durch Aneignung von Wissen erreicht sie ein gewisses Maß an Anerkennung.

„Ich hatte eine (.) türkische Lehrerin, die wusste definitiv, dass ich Kurdin bin, und ich wurde auch immer diskriminiert von ihr. Ich wurde vor der Klasse bloßgestellt. [...] Bis auf einmal, da ging es darum, wer kann die meisten deutschen Vokabeln, da gab es so ein Puzzle-Spiel. Das musste man halt immer drauflegen. [...] Und ich war die einzige aus der Klasse, die dreiunddreißig Vokabeln kannte. Also den Namen von dreiunddreißig Gegenständen. So Auto, Haus, grün, blau oder sonst. Und dann hat sie gedacht ich spinne, ich hätte einfach die Steine draufgelegt, um so zu tun als wür-

de ich gut deutsch können, oder dass ich viele Vokabeln kenne. Sie hat mich vor die Klasse gestellt, um mich endlich wieder bloß zu stellen, und dann hat sie gesagt: ‚So Kinder, die Kevsan ist die einzige, die die meisten Vokabeln von euch kennt. Dann wird sie uns das alles jetzt auf Deutsch sagen, damit wir von ihr lernen‘. Das klingt immer noch in meinen Ohren. Und dann habe ich alles gesagt. Alles. Und ich glaube, da war sie selber sprachlos und hat dann mich gelobt, vor der ganzen Klasse hat sie mich gelobt.“ (41)

Kevsan erlebt, dass sie durch Aneignung von Wissen und entsprechende Leistungsbeweise Anerkennung erlangen und Diskriminierungserlebnissen – zumindest partiell – ausweichen kann. Diese Erfahrung entwickelt sie im Verlauf der Lebensgeschichte zu einer Strategie, um immer höhere und bedeutendere Positionen zu erlangen.

Im Unterschied zur Herkunft, die an der Sprache festgemacht wird, führt die religiöse Orientierung der Familie in der Grundschulzeit nicht zu konkreten Diskriminierungserlebnissen. Sie wirkt sich aber dennoch auf die Gestaltung von Kevsans Alltag in Vergangenheit und Gegenwart aus. Die Angst vor Diskriminierung und Benachteiligung führt dazu, dass die Eltern in Deutschland ihre Verortung in einer alevitischen Glaubensgemeinschaft tabuisieren und nach außen konsequent verbergen. Kevsan wird so zur Trägerin des zentralen Familiengeheimnisses, dessen Hintergrund ihr in der Kindheit aber noch unklar bleibt. Das Verheimlichen der Identität durch die Eltern löst bei ihr in der Kindheit Gefühle der Unsicherheit aus. Es entsteht das Bewusstsein, zu einer besonderen Gruppe zu gehören, die im Innern gefestigt ist, von Außen aber mit Vorurteilen betrachtet wird.

„Ich wusste gar nicht als Kind nicht, was Aleviten sind. Ich wusste nur, dass wir es nicht sagen dürfen. Und dann hatte ich immer von meinen Freunden erfahren, dass Aleviten ganz was schlimmes ist und was ganz, na ja, das sind schlechte Menschen. [...] Ich habe mich auch nicht getraut zu sagen, ich bin selber Alevitin. Ich glaube nicht an diesen Schund, was ihr mir erzählt, aber ich wusste, dass wir es nicht sagen

dürfen. (.) Ich habe mir immer meine Gedanken gemacht und habe gesagt, komisch, das stimmt alles nicht.“ (19)

Den Wechsel auf die Hauptschule und die Erfahrungen dort bezeichnet Kevsan aus der heutigen Perspektive als ersten Konflikt mit der Schule. Bereits ihre Einschulung bezeichnet sie als ungerecht, da sie eine Realschulempfehlung besaß, aber letztlich – sie stellt es als Missverständnis der Schulbehörden dar – die Hauptschule besuchen musste. In der Darstellung des Konflikts mit der Schule verarbeitet Kevsan aus der Gegenwartsperspektive die Enttäuschung über die verpasste Chance eines besseren Bildungswegs. Die Schuld daran gibt sie allein den Institutionen, nicht aber den unwissenden Eltern. Von besonderer Bedeutung sind ihre Auseinandersetzungen mit dem Klassenlehrer, die sie im Interview mehrfach thematisiert.

„Es gibt x **Beispiele** mit mir und Herr Vogel, und, dass ich zum Beispiel, der hat irgendwas erzählt. Und der hatte auch so die Neigung zu **Lügen**, irgendwie zu übertreiben, dass er mal in Jugoslawien verhaftet worden ist, weil er dort FKK gemacht hat, und so. Da habe ich gesagt, ‚Herr Vogel, hören Sie doch auf, so ’ne Scheiße zu erzählen, kommen wir mal zum Thema‘. Und daraufhin habe ich einen Tadel bekommen. Und, äh, dann (*heiser*) ist wieder mein Vater zur Schule gekommen und hat gesagt: ‚Herr Vogel. Wenn Kevsan erzählt, dass Sie Scheiße erzählen, dann stimmt das wohl‘. (*lacht*) Und ich hatte **immer**, ich liebe meinen Vater abgöttisch, der hat mich **immer** gegenüber meinem Lehrer verteidigt. Natürlich hat er dann immer zu Hause gesagt, ‚Kevsan, das ist das letzte Mal, dass ich wegen irgendeinem Tadel zur Schule komme. Reiß‘ Dich zusammen‘. Und, äh, habe ich natürlich nicht gemacht.“ (67)

Hier wird deutlich, dass Kevsan keine Konfrontation scheut, was auch in ihrer Berufsbiographie noch relevant wird. Sie findet in dem Lehrer eine ideale Projektionsfläche für den aufgestauten Frust über die Benachteiligung bei der Schulwahl. Da die Eltern ihrer Darstellung zufolge eine eher liberale Erziehung praktizie-

ren, ist eine Auseinandersetzung mit autoritären Hierarchiestrukturen in der Familie nicht möglich. Der Vater schützt die Einheit der Familie nach außen und nimmt Kevsan vor ihrem Lehrer in Schutz. Die Mutter kommt erst vor, als Kevsan den zweiten Konflikt anspricht, der in ihrer Schulzeit aufbricht. Als der Lehrer den Eltern gegenüber Kevsans Zukunft in einem anrühenden Milieu skizziert, zeigen sich innerhalb der Familie nämlich deutliche Grenzen der liberalen Erziehung.

„Wie **kann** ein Lehrer zu einem Elternteil sagen ‚Ihre Tochter landet später auf dem Strich, so wie sie sich benimmt‘. Und das hat natürlich bei meinen Eltern gesessen [...] Mein Vater und meine Mutter, die haben dann gesagt: ‚**Ja**, was bist du für eine Schülerin, dass der Lehrer zu uns noch sagt, dass du auf der **Gosse** landest. Sind das deine **Freunde**?‘ Der Herr Vogel, der war wirklich hochgradig gestört: Hat meine beste Freundin (.) als ein Flittchen dargestellt, meinen Eltern erzählt, dass sie mit älteren Männern ausgeht. Das stimmte gar nicht. Und ab dem Tag durfte ich nicht mit dieser Freundin sprechen, weil Lehrer lügen ja nicht. Er hat ja die Wahrheit gesagt, und dann, ähm, (.) haben meine Eltern auch angezweifelt an meiner Zukunft, was aus mir sein wird. Es gab **richtig** Streit zu Hause.“ (65)

Durch die Erwartungen der Eltern an die „Ehre der Familie“, manifestiert durch die Jungfräulichkeit ihrer Tochter, werden Kevsans Schulkonflikte zu einem innerfamiliären Problem, das v.a. zwischen Mutter und Tochter ausgetragen wird. Die Befürchtung, dass die Prophezeiungen des Lehrers Realität werden, ziehen Verbote nach sich. Insgesamt bleibt das innerfamiliäre Konfliktpotenzial aber auf diesen Aspekt „Ehre der Tochter“ beschränkt. Sie kann sich dem nicht entziehen und passt sich den elterlichen Vorstellungen an, indem sie ihre Rebellion gegen die Schule richtet, zu Hause aber als „anständige Tochter“ auftritt.

Ein dritter Konflikt, der auch in der damaligen Lebensphase aufbricht und sie bis in die Gegenwart begleitet, sind Erfahrungen von Ausgrenzung aufgrund der religiösen Orientierung der Familie. Im Laufe ihrer Jugend war es Kevsan gelungen, den kur-

dischen Akzent abzulegen und damit nicht mehr über Sprache als Kurdin kodierbar zu sein. Nun aber durchbricht sie bewusst das Tabuthema Religiosität und verortet sich ihren Klassenkameraden gegenüber offensiv innerhalb einer imaginären Gemeinschaft der Aleviten. Sie verteidigt damit eine „religiöse Identität“, die für sie zuvor nicht relevant war, die nun aber – in einer Phase der Findung einer subjektiven Identität während der Pubertät – wie ein Instrument der Befreiung gegen dominierende Benennungspraktiken wirkt. Sie folgt damit einer auf den ersten Blick paradoxen Logik, sich mittels der offensiven Selbstverortung als kurdische Alevitin gegen dominante Zuschreibungsdiskurse zur Wehr zu setzen, diese damit aber gleichzeitig zu reproduzieren. Die Konflikte mit der türkisch-sunnitisch dominierten Mehrheit der Mitschüler sind unvermeidlich.

„Bis ich vierzehn, fünfzehn war, da habe ich zu meinen Eltern gesagt, ‚jetzt reicht’s, ich bin Kurdin, ich bin Alevitin, ich stehe dazu und wenn meine Freunde nicht mehr meine Freunde sind, dann sollen sie’s nicht sein‘. Und so fing ich halt an (*schluckt*) dazu zu stehen und, äh, natürlich kamen auch die ersten Konsequenzen und auch die ersten blöden Sprüche. Das erste, was man mich fragte, als ich so sagte: ‚**Ich** bin alevitischer Abstammung‘: In meiner Klasse gab es ein Mädchen, sie hieß Ayse, und sie war Sunnitin gewesen, und dann hat sie zu mir gesagt: ‚**Ach**, dann schläft dein Vater mit dir? Und dann schläft deine Mu-, dein Bruder auch mit dir? Bei den Aleviten ist doch Inzest verbreitet‘. Ich stand da, und hab‘ gesagt: ‚Was bei Aleviten ist Inzest?‘. Dann hat sie gesagt ‚natürlich, es gibt ja diesen berühmten, berühmte Nacht bei den Aleviten, wo sie die Kerzen auspusten‘. Dann habe ich gesagt: ‚Wie oft hat dein Vater Dich gevögelt?‘ Hab‘ ich ihr klipp und klar gefragt. **Meint** sie: ‚**Ich** bin nicht Alevitin‘. ‚Aber‘, habe ich gesagt, ‚du redest aus Erfahrung‘. Ja, das war die erste Freundin, die erst einmal weg war vom Fenster.“
(19)

Einerseits erfährt Kevsan aufgrund ihrer Verortung unter den Aleviten Ablehnung von der Mehrzahl der türkischen Jugendli-

chen. Bei anderen Mitschülern ist sie ob ihres Engagements – sie hat z.B. Schuldemonstrationen gegen die atomare Aufrüstung organisiert – aber sehr beliebt und wird Klassen- und Schulsprecherin. Beide Aspekte sind miteinander verknüpft durch das Motiv der Suche nach Subjektivität (durch bewusste Selbstverortungen als Alevitin) und Anerkennung. Die permanente Auseinandersetzung mit ethnisierenden Fremdzuschreibungen, denen Kevsan seit ihrer Migration ausgesetzt ist, setzt sich auch über die Schulzeit bei der Partnerwahl fort.

„Meine erste große Liebe war Sunnit gewesen. Er hat immer so **weltoffen liberal** getan und hat gesagt: ‚Ja, ich bin angehender Jurist und ich sehe die Welt mit **ganz** anderen Augen.‘ Und dann hat er mir irgendwann zu verstehen gegeben, dass es **Probleme** gibt, weil ich alevitischer Abstammung bin. Und das könnte er seiner Mutter nicht antun, (.) mit einer Frau zusammen zu sein, die alevitischer Abstammung ist, und äh, noch kurdischer Abstammung. Er würde den Namen seiner Familie irgendwie beflecken. (.) Da war ich auch, da (.) da war ich **maßlos** enttäuscht und habe gedacht, das kann nicht sein. **Nur** wegen meiner Abstammung.“ (29)

Arbeitsmarktintegration

Nach der Schulzeit beginnt eine Phase, in der wiederum die Anerkennung durch Leistung im Vordergrund steht. Kevsan kämpft um die Akzeptanz der Eltern, die sich weiterhin in erster Linie um die Ehre der Tochter sorgen. Gleichzeitig steht die wirtschaftliche Unabhängigkeit von einem Mann im Vordergrund, die eine Ausbildung erzwingt. Kevsan beugt sich dem Wunsch ihrer Eltern und wird Krankenschwester.

Der Beginn der Ausbildung ist dadurch gekennzeichnet, dass sie sich im Vergleich mit den anderen Auszubildenden ungebildet und minderwertig fühlt. Dadurch entsteht eine Krise, deren Ursachen sie rückblickend der von ihr versagten Bildungskarriere zuschreibt. Gleichzeitig fühlt sie sich als Frau minderwertig, was ihr ihre Mutter über mehrere Jahre hinweg eingeredet hat, um sie vor dem Verlust der Jungfräulichkeit zu bewahren. Verscharft wird das Gefühl der Minderwertigkeit durch Äußerun-

gen von Männern, die sie aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer ethnischen Minderheit als Partnerin ablehnen. Die Phase kulminiert in einem Selbstmordversuch.

„Das war 1988, nee Quatsch. '87 irgendwann, Januar '87. (.) Da konnte ich nicht mehr, da habe ich gesagt, ich will nicht mehr leben, ich bin **so**, weil es ist so widersprüchlich, meine ganze Welt war widersprüchlich. Andererseits kriege ich so viele Komplimente, was für ein attraktives junges Mädchen ich bin, andererseits habe ich einen Freund, der dann noch zu mir sagt: ‚Ich würde Dich gerne bei meinen Eltern vorstellen, aber die würden sagen, von wo hast du dieses hässliche Entlein‘. Und dann habe ich wiederum einen **Klassenkamerad**, der zu mir sagt, ähem, ‚du hast einen Ausbildungsplatz bekommen wegen Deinem Aussehen, nicht wegen Deinem Grips‘. Also, wirklich, **so** viele Sachen. Dann habe ich eine Mutter, die mir jahrelang eingeredet hat, äh, wie **hässlich** ich sei, wie **dumm** ich sei, wie **naiv** ich sei. Dann habe ich einen Klassenlehrer, der mir die ganze Zeit eingeredet hat, dass ich eine **Niete** bin, dass ich **nichts** im Leben schaffe. Ja, und dann, und das alles **in** der Pubertätsphase, dann kam der erste Selbstmordversuch, und dann bin ich in der **Klinik** gelandet, **natürlich**, dann war ich ein paar Tage auf der **Krisenintervention** [...].“ (83)

Der Selbstmordversuch ist der Abschluss der Phase, in der sich Kevsan in zentralen Lebensbereichen als minderwertig wahrnimmt. Allerdings präsentiert sie den Selbstmordversuch, ohne die Reaktion ihrer Familie oder Umgebung zu thematisieren. Dadurch entsteht der Eindruck, dass der Selbstmordversuch ein Aufruf an sich selbst ist, neu anzufangen, und sie ermutigt, einen Weg aus der Krise zu finden. Er wirkt wie der Schlusspunkt unter ein traumatisches Kapitel im Leben, das dadurch beendet wird – nicht aber als Suche nach dem physischen Tod.

Sie selbst bewertet ihre Krisensituation rückblickend als Auslöser für den Beginn einer großartigen beruflichen Karriere. Bei dem Bericht über ihren beruflichen Aufstieg werden Einflüsse von außen, denen sie sich vorher hilflos ausgesetzt war, durch ih-

re persönlichen Leistungen niedergerungen. Außerdem wird deutlich, dass die berufliche Neuorientierung mit dem Aufbau anderer Kontaktnetzwerke verbunden ist, die sich auch langfristig positiv bemerkbar machen werden.

„[...] dann war ich ein paar Tage auf der **Krisenintervention**. Und dann habe ich mich zusammengerissen und habe gesagt, na ja, so doof kann ich nicht sein. [...] Dann habe ich angefangen, in der **Schule**, da habe ich gesagt, du kannst nur eine Vier schreiben wenn du Dich nie zu Hause hinsetzt und lernst. [...] Im zweiten Semester, also im ersten Semester war ich die schlechteste aus der Klasse, im zweiten Semester habe ich mich gebessert, im dritten Semester war ich einer der Durchschnittsschüler, im vierten Semester war ich einer der guten Schülerinnen, im fünften Semester war ich einer der **besten** in der Klasse und als es zur Prüfung kam, war das so weit, dass **ich** denen, die am Anfang Klassenbeste waren, denen noch Nachhilfe gegeben habe. Und dann hat sich mein **Selbstwertgefühl** gesteigert, zwischendurch hatte ich natürlich auch meinen Führerschein bestanden. (*lacht*) Dann kam so ein Erfolgstrip nach dem anderen und dann waren die ganzen Komplexe **weg**, und dann habe ich halt auch andere Leute kennen gelernt, andere Beziehungen und die ganzen Komplexe sind dann irgendwie von alleine verschwunden, (.) und jetzt bin ich **größenwahnsinnig** (*beide lachen*).“ (83)

Der Selbstmordversuch ist damit ein als entscheidend konstruierter Wendepunkt in Kevsans Biographie. Sie hat gelernt, dass Leistung entscheidend für den Status ist und definiert sich v.a. über ihre berufliche Tätigkeit. Nach diesem Wendepunkt beginnt eine berufliche Karriere, die sich bis in die Gegenwart fortsetzt. Sie empfindet sich als „viel zu schade für den Beruf der Krankenschwester“ (107), zeigt hohe Risikobereitschaft und das Gefühl, alles schaffen zu können. Der Erhalt eines Studienplatzes bildet nach den für sie erniedrigenden Erfahrungen in der Hauptschule einen Höhepunkt ihrer Karriere. Das Studium ist gekennzeichnet durch die Motivation, so schnell wie möglich fertig zu werden. Dafür entwickelt sie großen Ehrgeiz und viel Energie.

„Ich habe sieben Semester studiert (.) erfolgreich im Schnellverfahren. Schnellverfahren ist einfach, dass ich statt einen Schein drei Scheine gemacht habe in einem Semester. Äh, und ich habe fast alle Fächer (*verhalten lachend*) versucht gleichzeitig zu belegen.“ (14)

Während ihres Studiums heiratet Kevsan, bekommt ihr erstes Kind und ist während ihrer Abschlussprüfung erneut schwanger. Sie sieht sich zu dieser Zeit starker Kritik ihres Umfelds ausgesetzt, die bezweifelt, dass sie Ehe, Kinder und Studium gleichzeitig bewältigen kann. Daraus resultiert für Kevsan ein Ansporn, es allen zu zeigen. Sie arbeitet daran, zu beweisen, dass sie einerseits als Hauptschulabgängerin erfolgreich studieren und andererseits Studium und Familie miteinander in Einklang bringen kann. Rückblickend vermittelt sie den Eindruck, dass das Schnellstudium mit Ehemann und Kind ein voller Erfolg und die Familiengründung Bestandteil ihrer beruflichen Karriere war.

Selbständigkeit

Nach der Geburt ihres zweiten Kindes konzentriert sie sich für zehn Monate ganz auf die Kindererziehung. Diese Beschränkung auf Haushalt und Kinder füllt sie aber in keiner Weise aus. Sie fühlt sich unterfordert und unausgelastet und entwickelt aus der Auseinandersetzung mit der Unzufriedenheit über ihre Lebenssituation letztlich die Perspektive, sich selbständig zu machen. Sie knüpft dabei an ihre beruflichen Tätigkeiten im Bereich der Krankenpflege und an ihre Diplomarbeit an, bei der sie einen wachsenden, aber ungedeckten Pflegebedarf bei älteren Migranten entdeckte, und entwickelt die Unternehmensidee „Häusliche Pflege für Migranten aus der Türkei“. Sie kombiniert damit ihre beruflichen Qualifikationen mit Ressourcen, die sie sich aufgrund ihrer Herkunft und Migrationserfahrungen zuschreibt. Wie viele andere Unternehmer projiziert sie ihre Erfolgsaussichten also zunächst auf einen national abgegrenzten Nischenmarkt.

Ihr neues Karriereprojekt wird von Fachkollegen aber als aussichtslos bezeichnet, wobei sie mit der Einschätzung „Ausländer helfen sich selbst“ auf den gleichen Diskurs rekurren, der auch bei vielen die Vorstellung von türkischen Unternehmern domi-

niert. Auch bei ihrer Familie findet sie keinerlei Zuspruch für ihr Projekt. Erneut erwächst aus diesen Widerständen aber eher der Anreiz, es sich und allen anderen zu beweisen.

„Alle Akademiker, die ich um mich herum hatte, Mediziner (.), Psychologen, ach, diese ganze Palette von Leute haben zu mir gesagt: ‚Du wirst dich in den Ruin bringen, also äh, das wird ein Projekt sein, das wird den Bach runtergehen. Weil die Ausländer sich untereinander versorgen, sie brauchen dich nicht, und guck mal, Kevsan, es gibt so viele Sozialstationen in Berlin, die können doch, da arbeiten doch auch türkische Mitarbeiter.‘ Und sogar mein eigener Vater hat gesagt, ‚Kevsan, mach‘ es nicht. Du wirst halt später alles verlieren, Hab und Gut, was du in die Firma investierst‘. Da habe ich gesagt ‚ich mache es‘. Das ist für mich erst recht ein Reiz gewesen, weil keiner mich unterstützt hat (*lacht*). Alle haben mir das Gegenteil erzählt.“ (14)

Erneut zeigt Kevsan mit ihrem Entschluss ein hohes Maß an Intentionalität und Selbstsicherheit, die bereits vorher in ihrer Biographie bedeutend war. Hinzu kommt, dass sie ihre Unternehmensgründung im Gesundheitswesen plant und damit in einem Bereich, der in Deutschland außerordentlich hoch reguliert ist. Eine erfolgreiche Gründung erfordert damit neben den formalen Qualifikationen auch eine gute Kenntnis der institutionellen Rahmenbedingungen (Recht, Einbindung in die Organisationsstrukturen) sowie – da Pflegepersonal von Beginn an eingestellt werden muss, um eine Zulassung als Krankenstation zu erhalten – ein hohes betriebswirtschaftliches Know-how bzw. eine sehr hohe Risikobereitschaft. Kevsan bewältigt alle Anforderungen in der Hälfte der Zeit, die ihr von den Zulassungsstellen prognostiziert worden ist, und beweist ein professionelles Vorgehen.

„Ich habe erst einmal das Konzept erarbeitet, [...] habe ich erst einmal Büroräume gefunden, **Büroräume** angemietet, dann die **Bank** gefunden, die mit mir zusammen arbeitet. **Kredit** aufgenommen, Telefonanschlüsse beantragt, dann Institutionskennzeichen beantragt und äh, (..) **dann** habe ich

erst Arbeitsverträge mit den Krankenschwestern gemacht, dann bei der Berufsgenossenschaft angemeldet, also es ist eine Verwaltungsaufwand, Wahnsinn. Dann die **Pflegeplanung** erstellen, dann **Pflegedokumentation** erstellen, das muss alles selbst erstellt werden, um der Kasse zu beweisen, dass man diese Tätigkeiten machen kann. [...] Dann habe ich mir halt Bücher geholt, habe durchgelesen, was ist Qualitätssicherung und dann Prozessqualität, und dann Pflegeleitbild, was ist Pflegeleitbild und Tätigkeitsbeschreibung, was ist Haushaltshilfe, was ist Krankenpflege, was ist Pflegeversicherung, welche Bereiche beinhalten welche Aufgaben. (.) Das ist alles im Konzept drin und wie ich die Arbeit überhaupt, wie der **Ablauf** sein wird. Diesen ganzen Ablauf beschreiben. Also das ist so Inhalt des Konzeptes. Ja, und auch **Wirtschaftlichkeit** muss noch im Konzept drin sein. Wie hoch werden meine **Einnahmen** sein, wie hoch werden meine **Ausgaben**? Ich muss Wirtschaftlichkeit mit reinbringen, Investitionskosten, die auf uns zukommen. Das ist alles Inhalte des Konzeptes. Jahreskalkulation, damit ich einen Kredit bekomme, und äh, (..) Personalschlüssel, wie ich es mir vorstelle. Wie viele Patienten pro Schwester, wie viele Haushaltshilfen ich bräuchte, das sind so die Voraussetzungen, um ein Konzept zu erfüllen.“ (139 f.)

Ihren Betriebsstandort Neukölln wählt sie im Hinblick auf die dort größte Dichte an Migrant*innen der *Ersten Generation*.

„Ich habe beim Landeseinwohneramt, wie sich das auch sonst nennt, äh, mir Statistiken schicken lassen, wie viele tausend Türken leben in Berlin, wie viele tausend leben in welchem Bezirk und wie alt **sind** die Leute durchschnittlich. Und bin dann auf Neukölln gekommen. Da wohnen die meisten Ausländer, auch vom Alter her war das die Gruppe, die ich erreichen wollte.“ (137)

Kevsans Berufserfahrungen, ihr Wissen aus dem Studium und der auch biographisch relevante Antrieb, sich gegen Widerstände von außen durchzusetzen, erweisen sich als zentrale Ressourcen

zum erfolgreichen Aufbau ihres Unternehmens. Durch ihre Kontakte zu Wohlfahrtsverbänden, Krankenkassen und Krankenhäusern hat sie zudem Zugang zu Informationen, die sie bei der Entwicklung ihres Unternehmenskonzeptes einsetzen kann. Auf Unterstützung von Bekannten oder Freunden oder „türkisch“ definierte Netzwerke ist sie nicht angewiesen. Wichtigen Rückhalt erhält sie dagegen von ihrer Familie.

„Ich habe Rückendeckung, **finanzielle** Rückendeckung von der Familie gehabt, am Anfang hatte ich moralische, **äh**, na ja. Meine Familie hat mich eher **nicht** unterstützt, sondern hat auch noch mit aller Macht versucht, mich an meinem Projekt zu verhindern. Die haben gesagt: ‚Mach‘ das **nicht**, mach‘ das **nicht**, und vor dir hätten es auch noch andere geschafft und du bist doch nichts Besonderes. Es ist kein Bedarf da, und guck mal dich mal um‘. Ich habe, **obwohl** ich den ihre weisen Ratschläge abgelehnt habe, wurde ich weiterhin unterstützt, finanziell.“ (217)

Die Verwandten stellen keine Bedingungen und helfen ihr sogar dann finanziell, wenn sie das Vorhaben an sich nicht gutheißen, und erwarten keine Gegenleistung. Hier wird erneut der Charakter des „sozialen Kapitals“ von familiären Unterstützungssystemen deutlich. Unterstützung ist nicht an festgelegte Bedingungen gebunden und jedes Mitglied kann davon profitieren. In der Gegenwart spielt das familiäre Netzwerk für ihren Betrieb keine Rolle mehr: Kevsan beschäftigt bewusst keine Familienangehörigen, weil sie befürchtet, diese könnten sich zu sehr einmischen. Die ersten Monate ihrer Selbständigkeit hätte Kevsan ohne die finanziellen Zuwendungen ihrer Eltern aber nicht bewältigen können. Trotz ihrer gewissenhaften Planungen hatte sie nämlich übersehen, dass ein Großteil ihrer Zielgruppe – Migranten der *Ersten Generation* – den Sommer über in der Türkei verbringt, weswegen sie über mehrere Monate kaum Einnahmen hatte. Diese Existenz bedrohende ökonomische Krisensituation, in der die Gehälter ihrer Mitarbeiter und alle laufenden Kosten nur von den Ersparnissen der Eltern bezahlt werden konnten, war letztlich aber der Auslöser für das Scheitern von Kevsans Ehe. Diese pri-

vate Krise beschäftigt sie noch heute, ist aber ein Tabu, über das sie bei laufendem Tonband nicht sprechen möchte.

Die ökonomische Krise kann sie dagegen nach wenigen Monaten überwinden. Kevsans Unternehmen floriert und innerhalb weniger Monate beschäftigt sie 37 Mitarbeiter, mit denen sie mehr als 1 Mio. Euro Umsatz erwirtschaftet. Beruflich hat sie in der Gegenwart ein hohes Niveau erreicht und ist in ihrem Fachgebiet eine anerkannte Persönlichkeit. Durch die Erweiterung ihres Tätigkeitsfeldes um den Bereich der Öffentlichkeitsarbeit – sie hält nun viele Vorträge und Seminare – gelingt es ihr, wiederum eine neue Perspektive zu eröffnen und sich zu profilieren. Insgesamt profitiert sie davon, dass zwischen türkischen Pflegebedürftigen und deutschen Sozialstationen wechselseitige Vorbehalte – basierend auf entsprechenden Zuschreibungen – bestehen, womit sich ihr ein großer Markt erschließt.

„Dann sage ich: ‚Wenn man mich fragt, sind die Deutschen nicht pflegebedürftig‘. Und wenn man nach dem Grund fragt. Ist ganz einfach: ‚Ich habe bis jetzt vierhundert Patienten versorgt, darunter waren nur drei Deutsche‘. Weil, so läuft das auf deutschen Sozialstationen. [...] Dass man sagt, ‚Ausländer versorgen sich selber, weil wir keine versorgen‘.“ (173) „Die deutsche Sozialstationen haben keine türkische Patienten. Aber wenn ich so (..) ringsherum gucke, was ich an Familien sehe. Die sind zum Teil pflegebedürftig, und wer kümmert sich um die oder warum nehmen sie das Angebot nicht an, was Sozialstationen anbieten? Und dann (..) habe ich [...] so einige (..) ältere Herrschaften gefragt aus meinem Bekanntenkreis, ob sie Pflege in Anspruch nehmen würden. Die haben immer gesagt: ‚Ja Kevsan, wenn du das machst, dann nehmen wir das in Anspruch.‘ Und da habe ich gesagt: ‚Warum gerade ich?‘ Na ja, sie meint: ‚Was sollen wir mit einem deutschen Pfllegeteam, wo wir gar nicht kommunizieren können‘. Dachte ich, recht haben sie (..) und äh, dann haben die gesagt: ‚Außerdem, die werden uns auch nicht verstehen. (..) Die wissen doch gar nicht, wie wir leben, und wir müssen denen doch nicht was beibringen von unserer Kultur.‘ Also da waren so Ängste (..), Berührungsängste durch den Frem-

den, erst mal Kommunikationsschwierigkeiten, Kulturunterschiede. Da habe ich gesagt: ‚Ach, ich werde mal eine Sozialstation eröffnen‘.“ (14)

Durch ihre guten Kontakte zu Institutionen des Gesundheitswesens (Krankenkassen und Wohlfahrtsverbände) und zu Krankenhäusern verfügt sie über eine herausgehobene Stellung. Sie ist in berufsspezifische Netzwerke im Bereich Pflege eingebunden, beteiligt sich an Arbeitsgruppen und wird in Fachkreisen zu Vorträgen über interkulturelle Pflege eingeladen. Diese Beziehungen sind wichtig für die Etablierung ihres Unternehmens in einem von deutschen Institutionen dominierten Bereich. Die auch durch den Firmennamen kommunizierte Eigenschaft, „türkisch“ zu sein, ist v.a. im sensiblen Bereich der Pflege von Bedeutung, wo Schamgefühle durch Gefühle der Fremdheit und des Nicht-verstandenwerdens verstärkt werden. Sie profitiert damit geschäftlich sowohl von ihrer Zugehörigkeit zu unterschiedlichen (imaginären) Beziehungsnetzen – Institutionen des Gesundheitswesens sowie Migranten aus der Türkei – als auch von ihrer Mittlerposition zwischen den einander als „fremd“ wahrgenommenen Welten. Zum Interviewzeitpunkt hat ihre Unternehmung in Berlin eine Monopolstellung.

„Das größte Vorteil ist, weil ich interkulturelle Pflege anbiete, dass **fast** alle Krankenhäuser in Berlin, [...] mittlerweile haben wir den Stand erreicht, dass alle Sozialarbeiter wissen, dass es [Name der Firma] gibt, und dass die uns **jeden** türkischen Patienten, der entlassen wird, schicken. (.) Also, auch die anderen Sozialstationen haben **keine** Chance.“ (177)

Zur Abgrenzung des Marktes ihrer Firma gegenüber den Institutionen, von denen sie den Großteil ihrer Kunden vermittelt bekommt, ist die national etikettierte kulturelle Grenze „deutsch-türkisch“ ausschlaggebend. Kevsan positioniert sich damit in einem nach Herkunft abgesteckten Kundenkreis, mit dem sie selber im Laufe ihrer Biographie aber erhebliche Probleme hatte.

Drei Konfliktlinien lassen sich identifizieren, die Kevsan durch machtvollen Diskurse erfährt und die sich auch in ihrem ge-

genwärtigen unternehmerischen Handeln fortsetzen und verarbeitet werden. An der Sprache festgemachte Ethnisierungen türkisch-kurdisch, an der religiösen Orientierung aufgehängte Zuschreibungen alevitisch-sunnitisch und am Geschlecht festgemachte Zuschreibungen zur Rolle Frau-Mann. Alle drei Diskursfelder interagieren miteinander. Sie entfalten in Kevsans Biographie eine große Dynamik zwischen Aneignung und Ablehnung der ihr zugeschriebenen Identitäten. Wie gezeigt, begegnet sie diesen Zuschreibungen auf unterschiedliche Weise: Durch Veränderung äußerer Merkmale, die eine Zuordnung ermöglichen (kurdischer Akzent), durch konfrontative und offensive Selbstverortung und durch Aneignung von Wissen und Anerkennung. So verarbeitet sie Konflikte aufgrund der Fremdzuschreibungen entlang religiöser Grenzen, die auch dazu führen, dass sie von Sunniten als Partnerin abgelehnt wird, dadurch, dass sie sich mit ihnen in ihrer Diplomarbeit über „Frauenbilder bei Aleviten und Sunniten“ intellektuell auseinandersetzt.

Diese Strategie ist deswegen von entscheidender Bedeutung auch für ihren späteren Erfolg als Unternehmerin, weil sie sich hierdurch in eine Position bringt, in der sie einen reflexiven Zugang zu ihrer eigenen und zur sunnitischen Religion verschafft. Sie verortet ihre religiösen Wurzeln unter dem Dach des Islams und betrachtet sich als Muslimin alevitischer Konfessionszugehörigkeit. Dadurch wehrt sie die Angriffe der Sunniten gegen Aleviten als vermeintliche häretische Abweichung vom Islam ab.

„Jedenfalls weiß **ich** jetzt, was Aleviten und Sunniten sind. Und ich lache darüber. Das ist genauso wie SPD bietet **das** an und CDU bietet das **andere** an, im Endeffekt sind das alles **Christen** oder es ist 'ne Regierung von Deutschland und, äh, für mich persönlich ist das kein Unterschied zwischen Aleviten und Sunniten.“ (21)

Durch den reflexiven Zugang zu religiösen Haltungen und den damit diskursiv verbundenen kulturellen Ordnungen gelingt es ihr gleichzeitig, damit flexibel und fast spielerisch umzugehen. Das zeigt sich darin, dass sie die Legitimation für ihre Selbständigkeit aus der im Alevitentum angelegten Gleichberechtigung

der Frau bezieht und der religiösen Orientierung zugeschriebene kulturelle Praktiken in der Ehe bewusst für sich einfordert.

„Weil bei den Aleviten ja (.) Mann und Frau gleichgestellt ist, weil da keine geschlechtsspezifische Erziehung gibt, und weil auch äh, Frauen haben so viele Rechte wie Männer. Und deswegen äh, [...] ich durfte selbständig werden, mein Mann musste mir meine Bildung gewährleisten. Ich hab’ immer, ich war immer so frech, wenn mein Mann gesagt hat: ‚Nee, dat kannste jetzt nicht machen‘, hab’ ich gesagt: ‚Pass mal auf, du bist auch Alevit. Du weißt, du darfst die Frau nicht einengen‘. Hab’ ich gesagt: ‚Wir wollen mal zurück zu unserem Ursprung‘. (*lacht*) Da hat er immer gesagt: ‚Du nimmst dir das immer, wie es dir **passt**‘. Und so ist es auch. Ich nehm’ mir von jeder Religion das, was mir passt.“ (19 f.)

Durch die praktische wie reflexive Auseinandersetzung mit machtvollen Zuschreibungsprozessen und in der Dynamik zwischen Aneignung und Ablehnung dieser an sie herangetragenen Identitäten entwickelt Kevsan die Fähigkeit, mit Identitätskodierungen flexibel umzugehen und sie situativ einzusetzen. Gleichzeitig lässt sie durch die Wahl ihrer äußeren Erscheinung – formaler Businesslook und perfektes Make-up – eine Zuordnung zu einer ethno-konfessionellen Gruppe entlang äußerer Merkmale nicht zu. Sie drückt durch ihr Auftreten vielmehr Zugehörigkeit zu einer sozial über ihren Patienten stehenden Gruppe aus, gibt sich über diese Distinktionsmechanismen als Geschäftsfrau zu erkennen und verschafft sich dadurch zunächst Respekt und Distanz.

„Es ist heute noch so, dass meine Patienten nicht wissen, welcher Abstammung ich bin. Ich, also es gibt ja so diesen typischen Aleviten, den sieht man sofort, ich habe auch so einen Fangblick für eine Alevitin, aber irgendwie falle ich aus der Reihe. Ich habe nicht diesen #. Man sieht mir weder an, dass ich kurdisch bin, noch Alevitin. Ich, also, ich bin auch untypisch für ’ne kurdische Frau (.), also vom Aussehen her. Und meine Patienten, (.) wenn ich, ich sag’ immer also: [...]“

„Wenn Sie wollen, dass ich 'ne Kurdin bin, dann bin ich 'ne Kurdin. Und wenn Sie sagen, ich soll 'ne Sunnitin sein, dann bin ich 'ne Sunnitin'.“ (29)

An einer im Interview erzählerisch ausgebauten Interaktionssituation, in der Kevsan eine Geschäftsanbahnung schildert, wird ihr flexibler Umgang mit Identitätskonstruktionen entlang aller drei beschriebenen kulturellen Grenzziehungen deutlich. Dies kann für ihre unternehmerische Tätigkeit als eine zentrale Ressource angesehen werden und lässt sich auf der Basis des Konzepts „strategische Transkulturalität“ interpretieren.

„Das war ganz interessant. Ich bin, es handelt sich um eine Intensivpflege, 24-Stunden-Pflege, heimbeatmetes Kind. Ich gehe hin, das Krankenhaus ruft, ich gehe hin, stelle mich der Familie vor. Der Vater von dem Jungen ist **jünger** als ich, er ist jünger als ich, guckt mich an und sagt: ‚Guten Tag, nehmen Sie Platz‘. Ich habe Platz genommen, da habe ich gesagt: ‚Auf was warten wir denn?‘ Da meint er: ‚Auf Ihren **Chef**‘. (.) Da habe ich gesagt: ‚**Wie** bitte? Ich habe keinen Chef‘. Da meint er: ‚Die Firma hat doch einen Chef‘. Da habe ich gesagt: ‚Die Firma hat eine **Chefin**, und das bin **ich**‘. Guckt er mich an, wirklich so hier, ‚**Sie**?‘. Und der ist ja so groß, und dann stand ich und da macht er mit dem Finger: ‚**Sie** sind die Chefin? **Nee**, dann wollen wir Sie nicht haben‘. Da habe ich gesagt: ‚Warum wollen Sie mich nicht haben?‘ ‚**Nee**, die Firma wird von einer Frau geführt und äh, Sie glauben doch nicht im Ernst, dass ich mein schwerstkrankes Kind in **Ihren Händen** gebe‘. Ich stand da und die Frau kam, hat mich so mit einem Kopfnicken begrüßt, war verumumt.“ (31)

Bei dem Gespräch, in dem es sich – rein ökonomisch betrachtet – um die Verhandlung eines Auftrages und eine Kundenakquisition handelt – findet sich Kevsan in einer Situation wieder, die zunächst nicht von ökonomischen Parametern (Kosten, Qualität), sondern von kulturellen Bedeutungszuschreibungen bestimmt wird. Sie sieht sich mit traditionellen geschlechtsspezifischen Rollenvorstellungen konfrontiert. Weder ihre beruflichen Refe-

renzen, die sie ansonsten als ein probates Mittel zur Auftragsakquisition einsetzen kann, noch die äußeren Kennzeichen ihres Auftretens als Geschäftsfrau werden als Symbole für fachliche und berufliche Qualifikation akzeptiert. Sie muss die in der Verhandlungssituation geltenden Interpretationsschemata redefinieren und stellt sich darauf anhand zweier Symbole ein: Einerseits greift sie die herabsetzenden Äußerungen des Familienvaters und seine Rekurrerung auf einen entsprechend traditionellen Diskurs über die Rolle der Frau auf, andererseits das äußerliche Kennzeichen der „Vermummung“ seiner Frau. Sie zieht daraufhin andere Deutungsschemata und Kodierregeln heran.

„Da meint er: **Ja**, wenn eine Firma von einer Frau geleitet wird. Außerdem ist Ihre Firma ja ganz neu. Weiß nicht, ob sie **Pleite** macht und eine Frau kann doch keine Firma führen‘. Da habe ich gesagt: ‚Wissen Sie. Wenn Ihr Problem das ist, dass ich **Pleite** mache, kann ich Ihnen sagen, ich habe supergute **Rückendeckung**. Mein Bruder hat selber eine Firma: Ich würde **niemals** Konkurs gehen, weil er mir über die Durststrecke helfen würde.‘ [...] Dann wurde er etwas (.) weich, und dann sagte er so von oben herab. ‚**Wer** ist denn deine, wer ist denn dein Bruder, der Dich unterstützt‘. Und dann dachte ich mir, ob ich die Wohnung verlassen oder bleiben soll. Da habe ich gesagt, ‚(Firma X) ist mein Bruder und (Firma Y)‘. Da meint er: ‚**Ach** der, der in Mehringdamm ist. **Natürlich**. **Den** kenne ich. Dann gibt’s ja kein Problem‘. Und dann hat er, also hat er seinen Vater angerufen, seinen älteren Bruder angerufen und seinen anderen Bruder angerufen, weil er der Jüngste aus der Familie war, und die Familie hat **vorab** zugestimmt, **weil** sie Kunden sind bei meinem Bruder und ich seine Schwester bin.“ (35)

Hier wird erneut deutlich, dass ökonomisches Handeln nicht nur immer soziales Handeln, sondern immer auch „kulturelles“ Handeln ist, indem in der unternehmerisch relevanten Interaktionssituation „Kundenakquisition“ zunächst die geltenden Deutungsschemata verhandelt werden. Kevsan erkennt dabei, dass die Symbolik „ausgebildete, qualifizierte Fachkraft“ keine Wir-

kung entfaltet. Sie identifiziert ein anderes Diskursfeld als situationsdefinierend und passt sich den dabei geltenden Kodierregeln an. Sie rekurriert damit auf Repräsentationsinstrumente, die der in dieser Situation herrschenden Definitionspraxis entsprechen und reproduziert und stabilisiert damit gleichzeitig den dominierenden Diskurs: Sie entwertet ihre beruflichen Qualifikationen und Fähigkeiten und benutzt kulturelle Codes, in denen sie ihre Qualitäten ausschließlich durch die gesellschaftliche Position ihres älteren Bruders bezieht. Dadurch erhält sie letztlich den Auftrag. Ihr neu gewonnener Kunde versucht über die Prüfung weiterer Zuordnungen, die offenbar noch vorhandene Restskepsis zu überwinden und sie sieht sich erneut mit einem Problem kultureller Grenzziehung konfrontiert.

„Und irgendwann, weil die wissen auch von meinem Bruder die Konfession nicht, wissen sie nicht, jedenfalls, **irgendwann** wollte die Familie dann von mir wissen, ob ich Alevitin bin oder Sunnitin. (.) Ich weiß, wenn ich sage, dass ich Alevitin bin, dann verliere ich diesen Fall. Wenn ich diesen Fall verliere, dann verlieren **sechs** Leute ihren Arbeitsplatz. Und da habe ich gesagt, nee, das kann ich nicht machen. Ich habe gesagt, ‚ich bin ein Mischling‘. Da habe ich gesagt: ‚Meine Mutter ist eine Türkin, mein Vater ist ein Alevite und wir haben auch in der Verwandtschaft Kurden, Armenier haben wir auch‘. Meine ich, ‚brauchen Sie noch was?‘ Guckt er mich an und meinte: ‚Und zu welcher Konfession **bekennen** Sie sich?‘ Da habe ich gesagt, ‚Konfession-Mensch. **Kennen** Sie das?‘ (*lacht*).“ (35)

Erneut wird von ihr erwartet, sich in einer religiös abgegrenzten Gruppe zu verorten, wovon die Aufrechterhaltung der ökonomischen Beziehung abhängig gemacht wird. Sie greift wiederum auf die erfolgreiche Strategie eines flexiblen Umgangs mit Selbstverortungen zurück und präsentiert sich als Produkt einer ethnisch und religiös gemischten Familie. Durch grundlegende Kenntnisse der islamischen Geschichte verfügt Kevsan über die Kompetenz, sich über die religiösen Prinzipien beider Konfessionen mit ihren Patienten auseinanderzusetzen. Dies versetzt sie

in die Lage, sich argumentativ in den jeweils erwarteten Richtungen zu verorten, ohne sich aber endgültig festzulegen.

In einer Art Globalevaluation erklärt sie eine solche situationsabhängige Verortung zu unterschiedlichen kulturellen Bezugssystemen im Sinne einer „strategischen Transkulturalität“ zu ihrem unternehmerischen Leitprinzip.

„Wenn ich alevitische Patienten habe, die sind **Hundertprozent** überzeugt, dass ich Alevitin bin – weil ich so menschlich bin, weil ich so ein soziales Projekt führe. Meine **sunnitischen** Patienten sind **Hundertprozent** davon überzeugt, dass ich eine Sunnitin bin – weil ich etwas für den Gott tue, im sozialen **Bereich**. Also, die sind sich da (*lacht*) **ziemlich** sicher, und ich nehme es den Leuten auch nicht weg und lasse die so in dem Glauben, was sie denken. Aber ich sage zu allen: ‚Ich bin Mischling‘. Weil ich will ja jedem gerecht werden. [...] Nämlich es könnte ja sein, dass der eine sagt ‚nee, sie ist ja Alevitin‘, dass der andere sagt, ‚nein, sie ist Sunnitin‘. Ich möchte ja mein Gesicht bewahren können und, ähm, ich möchte nicht, dass die Patienten glauben, dass ich die **anlücke**. Deswegen sage ich, ich bin ein Mischling. Wenn der andere sagt, ‚die ist Alevitin‘, dann kann der sunnitische Patient sagen, ‚nee nee, die Mutter ist Alevitin, der Vater ist Sunnit‘. Nur, ich muss selber (.) mir jetzt fest einprägen, **welches** Elternteil von mir **was** ist (*lacht*). Aber ich habe mich dazu entschlossen, dass meine Mutter Sunnitin ist, weil sie ist ja tot, keiner kann sie **sprechen** (*lachend*), also es fliegt nicht auf. Und mein Vater ist kurdisch-alevitisch. Weil, er hat diesen typischen Akzent und äh, man sieht es ihm an.“ (39)

In der biographischen Selbstpräsentation von Kevsan lassen sich zwei zentrale thematische Felder identifizieren: „Meine erfolgreiche Karriere als Unternehmerin“ und „Mein flexibler Umgang mit Identitäten“. Beide Themen sind eng miteinander verbunden. Die Anforderung, sich reflexiv mit zugeschriebenen kollektiven Identitäten, d.h. der Zugehörigkeit zu imaginären Gemeinschaften, auseinanderzusetzen, ist bereits in ihrer Familienkonstellation angelegt und setzt sich bis in die Gegenwart fort. Dabei lassen

sich drei Konfliktlinien identifizieren, die Kevsan durch machtvoll voll Zuschreibungspraktiken erfährt und die in ihr gegenwärtiges unternehmerisches Handeln einfließen: An der Sprache markierte Ethnisierungen *kurdisch-türkisch*, an der religiösen Orientierung aufgehängte Zuschreibungen *alevitisch-sunnitisch* und am Geschlecht festgemachte Zuschreibungen zur Rolle *Frau-Mann*. Alle drei Diskursfelder entfalten in ihrer Biographie eine große Dynamik zwischen Aneignung und Ablehnung der entsprechenden ihr zugeschriebenen Identitäten.

Über die Sozialisation als Kind erfährt sie Zugehörigkeit zu einer kurdisch-alevitischen Gemeinschaft mit starken Bindungen nach innen, die sie nach außen aber verheimlichen muss. Erste konkrete Diskriminierung erlebt sie festgemacht an ihrer Sprache. Aufgrund ihres Akzents beim Sprechen der türkischen Sprache wird sie als Kurdisch identifiziert und festgeschrieben. Folge sind Diskriminierungen durch die Mehrzahl der türkischen Mitschüler und ihre türkische Grundschullehrerin. Zuschreibungen entlang dieses äußeren Zeichens begegnet sie durch die Entwicklung zweier Handlungsstrategien: einerseits durch Aneignung von Wissen und damit verbundener Anerkennung, andererseits indem sie ihre Aussprache des Türkischen als Jugendliche so verändert, dass eine Kodierung über Sprache „als Kurdin“ unmöglich wird.

Auch die Zuschreibungen, als Angehöriger einer alevitischen Familie einer „schlimmen, unreinen“ Gruppe anzugehören, werden ihr bereits als Kind latent vermittelt, aufgrund der Tabuisierung des Themas in der Familie aber zunächst nicht öffentlich. Das offensive „Bekenntnis zum Alevitentum“ in ihrer Pubertät wirkt wie ein politisches Instrument der Befreiung von dominanten Benennungspraktiken und ist für ihre Subjektbildung zunächst auch „erfolgreich“. Sie folgt damit einer auf den ersten Blick paradoxen Logik, sich mittels der offensiven Selbstverortung als „kurdische Alevitin“ gegen dominante Zuschreibungsdiskurse zur Wehr zu setzen, diese damit aber gleichzeitig zu reproduzieren. Ihre Selbstverortung ist allerdings mit Ausgrenzungen von sunnitischen Mitschülern verbunden, die sich im Privatleben fortsetzen: Bei ihrer Partnerwahl führt der religiöse Hintergrund ihrer Familie wie auch das damit verbundene Ge-

schlechterverhältnis zum Scheitern ihrer Beziehungen zu sunnischen Männern. Sie begegnet diesem Konflikt unter anderem dadurch, dass sie sich in ihrer Diplomarbeit über „Frauenbilder bei Aleviten und Sunniten“ intellektuell auseinandersetzt und erneut durch Wissensaneignung auf Zuschreibungspraktiken reagiert. Hierdurch bringt sie sich in eine Position, die ihr einen reflexiven Zugang zu unterschiedlichen Konfessionen und damit verbundenen sozialen Praktiken und Diskursen verschafft. Das kann als eine entscheidende Voraussetzung für die Entwicklung der Fähigkeit zur „strategischen Transkulturalität“ betrachtet werden, die Kevsan in ihrer späteren unternehmerischen Praxis in Wert setzt.

So lässt Kevsan in ihren gegenwärtigen Geschäftskontakten durch die Wahl ihrer äußeren Erscheinung – formaler Businesslook und perfektes Make-up – eine Zuordnung zu einer ethnischen oder konfessionellen Gruppe entlang äußerer Merkmale nicht zu. Auch sprachlich ist sie nicht auf eine bestimmte Herkunft festzulegen. Gleichzeitig – und das ist entscheidend – hat sie durch die praktische wie reflexive Auseinandersetzung mit machtvollen Zuschreibungen und in der Dynamik zwischen Aneignung und Ablehnung solcher extern an sie herangetragenen Identitätspositionen die Fähigkeit entwickelt, mit Identitätskodierungen flexibel umzugehen und sie situativ einzusetzen.

Diese hier als „strategische Transkulturalität“ bezeichnete Fähigkeit, sich situationsabhängig in unterschiedlichen kulturellen Bezugssystemen reflexiv verorten können, kann als eine maßgebliche Ressource Kevsans angesehen werden, die wesentlich zu ihrem ökonomischen Erfolg beiträgt. Das zeigt sich exemplarisch in einer Interaktionssituation, in der es – rein ökonomisch betrachtet – um die Akquisition eines Auftrages geht. Die Begegnung wird aber zunächst nicht von ökonomischen Parametern, sondern vom Aufeinandertreffen unterschiedlicher Bedeutungszuschreibungen geprägt. Weder ihre beruflichen Referenzen noch die äußeren Kennzeichen ihres Auftretens als Geschäftsfrau werden als Symbole für Qualifikation akzeptiert. Bei der „Verhandlung“ der die Situation definierenden Deutungsschemata unterliegt sie. Sie muss daher andere Deutungsschemata und Kodierregeln heranziehen und ist darin erfolgreich, indem sie ihre

Qualitäten ausschließlich durch Berufung auf die gesellschaftliche Position ihrer Familie bezieht. Dadurch erhält sie den Auftrag. Sie rekurriert damit auf Repräsentationsinstrumente, die der in dieser Situation über Machtasymmetrien durchgesetzten Definitionspraxis erwachsen und reproduziert und stabilisiert damit gleichzeitig den entsprechenden Diskurs.

Das Beispiel von Kevsan zeigt, dass ökonomisches Handeln nicht nur immer auch soziales Handeln ist, sondern immer auch kulturelles Handeln. In ökonomisch relevanten Interaktionssituationen wird „verhandelt“, welche Deutungsschemata maßgeblich sind. Sie werden entlang kultureller Symbole festgemacht, die entsprechende Grenzen markieren. Dabei handelt es sich aber nicht nur um national etikettierte Grenzen. Signifikanten wie Kleidung, die von Kevsan sowohl eingesetzt werden, um die Interaktionssituation als professionelle Geschäftsbeziehung zu symbolisieren, als auch, um ihre Kunden durch die „Vermummung“ (der Ehefrau des potenziellen Kunden) entsprechend verorten zu können, zählen ebenso dazu wie z.B. Begrüßungsformeln. Es sei hier an die Situation erinnert, in der Mustafa (vgl. Fall 2) einen Job bei einem potenziellen Arbeitgeber bekommen möchte und dazu eine Begrüßungsformel verwendet, mit der er sich symbolisch in einer rangniederen Position innerhalb einer entsprechenden hierarchischen Ordnung verortet.

Strategische Transkulturalität kann damit allgemein als eine Kompetenz definiert werden, Deutungsschemata, auf die in Interaktionssituationen rekurriert wird, zu erkennen und damit flexibel, reflexiv und absichtsvoll umzugehen. Die eingangs aufgestellte These, dass „Transkulturalität als Praxis“ nicht nur ein untersuchungsleitendes Konzept darstellt, sondern auch eine konkrete Handlungspraxis bezeichnet, bestätigt sich in besonders augenfälliger Weise anhand der Biographie Kevsans.

